

Das prangere ich an.

Oder: So wie der Strunker ist, so möchte ich sein – Über die Möglichkeit der Formulierung von Protest gegen die Welt an sich mittels Populärkultur illustriert anhand des Redebeitrags „Twister ist ja so voll langweilig. Scheiß Osterprogramm, da kannst du echt nur mehr saufen“ im Hörspiel „The Rock“ von Heinz Strunk

(Eine leicht gekürzte und überarbeitete Version dieses Textes erschien in: skolast – zeitschrift der südtiroler hochschülerinnenschaft, Nummer 1 – 54. Jahrgang 2009)

Eigentlich wollte ich über mit Zungenkuss formulierten Protest schreiben (und wie der fehlende Artikel bzw. der Singular es schon trotz der fehlenden Anführungszeichen andeutet nicht jener durch die Kulturtechnik möglicherweise zum Ausdruck [vgl. den Popsong „Unsere Liebe ist ein Aufstand“] gebrachte [obwohl es nun wirklich üblere Kulturtechniken gibt und ich mich hiermit durchaus als Fan auch von Zungenküssen oute {wobei die anatomische Gemachtheit von Menschen sie meiner Ansicht nach sogar fast zwingend dazu prädestiniert, sich zungenzuküssen, denn wo sonst ist solche hervorragende Sensorik wie Motorik bei gleichzeitiger leichter Zugänglichkeit inklusive brauchbarer Semantik der Körperstelle zu haben, sodass fast die Frage zu stellen wäre, ob der Zungenkuss an sich nicht ähnlich dem Levi-Strauss'schen Inzestverbot ein Phänomen ist, das so universalistisch ist oder es zumindest sein sollte, dass es den Gegensatz von Kultur und Natur als Konstrukt entlarvt und damit den Begriff „Kulturtechnik“ dekonstruiert. Biologismus, friss erst das mal, und du Streber in der ersten Reihe schluck erst mal runter, bevor du aufmuckst und mit Inuits kommst, die soundso viel Wörter für Schnee und Nasenreiben etc.}], sondern jener durch das so eigenbenannte [daher kein Artikel und Singular, Grammatik, ein tolles Ding] Buch von Kerstin Grether artikuliert bzw. die Grether-Schwestern an sich oder überhaupt Popfeminismus), aber das hätte ja mit dem Thema Protest im engeren Sinn eigentlich nicht mehr viel zu tun, denn so etwas Allgemeines ist dann doch ein Thema, wo die erfahrene KulturjournalistIn schon im Keim einsehen muss, dass es zu groß ist für die paar 1000 Zeichen mit Leerzeichen (nichtsdestotrotz kann der Grethers Scherflein dazu, was avancierter deutschsprachiger Popdiskurs genannt wird bzw. im Speziellen dazu, was früher mal die Spex war [wobei ich übrigens das, was jetzt immer noch Spex heißt, aus einer Mischung von Trägheit und Nostalgie immer noch nicht abonniert habe {wozu ich mich aber trotz der manchmal ganz lesenswerten Kunstsprache-Interviews endlich durchringen sollte}] und was die Intro immer noch ist, gar nicht genug gepriesen werden, aber das versteht sich ja von selbst und müsste eigentlich gar nicht eigens erwähnt werden [schon erwähnt muss in diesem Zusammenhang aber noch eine meiner liebsten Anekdoten werden {die ich wirklich genauso erlebt und schon sehr oft erzählt habe}, dass nämlich ich einmal des Morgens nach einer so genannten Übernachtungsparty {es war in den 1990ern} in eine Diskussion darüber verstrickt wurde, ob es Sachverhalte gäbe, die nicht

entweder nur gut oder schlecht, sondern eine Mischung mit Anteilen von schlechten und guten Elementen seien, woraufhin ein gerade erwachender, die Diskussion augenscheinlich im Halbschlaf mitverfolgt habender junger Mensch das schlagende Beispiel einbrachte: „Wenn dir ein Knofelknecht an Zungala einstellt“, womit er im westösterreichischen Idiom zum Ausdruck bringen wollte, dass ein Zungenkuss mit einem Menschen, welcher soeben Knoblauch verzehrte, angenehme wie unangenehme Seiten habe. Das alles hat mit Kerstin Grether oder mit dem eigentlichen Thema dieses Textes aber ebenfalls überhaupt nichts zu tun, gehört aber trotzdem immer wieder erwähnt {Bemerkungen wie diese könnten natürlich zu Gunsten des Leseflusses in eine Fußnote ausgelagert werden, aber das hätte dann wieder diesen akademischen Touch und außerdem weiß ich gar nicht, ob das das Layout völlig zusammenhauen würde, wie sich GraphikerInnen ja gerne ausdrücken: „3000 Zeichen sind ok, weniger geht auch, aber wenn mehr, dann lieber gleich 5500, weil sonst haut’s mir das ganze Layout zusammen.“ Auf den Inhalt scheint es GraphikerInnen ja nicht anzukommen, wengleich es sicher auch da Ausnahmen gibt.}.].). (Auch wenn hier die Interpunktion nicht mehr stimmt, war das immerhin ein Emoticon, das schon auch irgendwas bedeuten wird.)

Heinz Strunk jedenfalls (und der hat mit dem eigentlichen Thema jetzt schon deutlich mehr zu tun) kennt man ja noch aus dem Salon Helga, als Sterne- wie Grinsemann gerade anfangen, von Funk und Fernsehen kaputtruiniert geworden zu sein zu werden, und lieber Strunker aus der Konserve (wie sich leicht angehippyete Menschen gerne ausdrücken) spielten, als sich selbst was auszudenken. Jedenfalls, wie es Mathias Halfpape selbst ausdrücken würde: Scheißegal, ob er sich nun Heinz Strunk, Jürgen Dose, General Rotzbarbe, Dr. Peterchen oder Bernd Würmer nennt, er hat bisher immer geil abgeliefert (an dieser Stelle wäre ein Verweis auf Diederich Diederichsens neues Buch „Eigenblutdoping“ angebracht, in dem er im vierten Kapitel die seiner Ansicht nach für Pop-Kunst konstitutive explizite Verwischung der verschiedenen Personae und/oder Rollen eines Pop-Stars beschreibt [da ich das Buch aber noch nicht fertig gelesen habe und noch nicht abschätzen kann, ob diese Beschreibung noch revidiert wird und ich mich nicht der Peinlichkeit aussetzen will, Diederichsen völlig sinnverdrehend zu zitieren, verzichte ich jedoch lieber auf diesen fünf Textcoolheitspunkte bringenden Verweis, wengleich ich das eigentlich eh nicht getan habe, aber bitte {im Übrigen ist es mir halt eben auch ein Anliegen, auf die Produktionsbedingungen meiner Texte hinzuweisen, die ich nun mal eben auch nicht dann und so schreiben kann, wie ich will, weil das liebe Geld nun mal auch nicht von selbst usw. Des weiteren guckt sich Germanys Next Top Model oder der Bachmannpreis ja auch nicht von selbst und zu dem des vergangenen Jahres würde ich gerne noch bemerken, wenn es nicht so affig Burkhart-Spinnen-mäßig wäre, dass ich mich in Heike Geißlers Gebrauch der Konjunktion „wengleich“ verliebt habe und sie künftig bis über die Schmerzgrenze hinaus inflationär verwenden werde, wengleich das natürlich mit dem Heinzer wieder mal nicht das Geringste zu schaffen hat, geschweige denn mit sehr vielem anderen}]). Dass das Strunk’sche Gesamtwerk als solches eigentlich (von dem gerade im Genre Ein-Mann-Lo-Fi-Hörspiel nicht unbedingt abstreitbaren [da das Genre ja begründet

habenden {wie es, das nur nebenbei, überhaupt immer lohnend ist, archäologische Verbindungslinien zu konstruieren, zum Beispiel, um ein authentisches Beispiel zu nennen, habe ich es mal über drei Stationen von Maxi Hecker zu Palais Schaumburg gebracht, deren Video zu „Ich baue eine neue Stadt“, das auf YouTube eingesehen werden kann, soundso mit zum Besten der Kultur als solches gehört, ganz speziell Fehlmanns Pullover}] Vorbild Helge Schneider [dessen Ausnahmestellung meines Wissens nach nicht nur in diesem Bereich sowieso ohne ernsthafte Anfechtung ist] mal abgesehen) alles (inklusive seiner zwei ös'reich'schen Ex-Mentoren) um Lichtjahre hinter sich lässt, was in der Problemzone, die mit „deutsche Sprache und Humor“ recht genau abgegrenzt werden kann, vor sich hin kümmert (was Heinz nicht zuletzt mit seinen zwei jüngsten Buchveröffentlichungen eindrucksvoll bewiesen hat, wenngleich das ausführlicher auszuführen hier zwar bitter nötig wäre, aber [um auch einmal eine {um nicht zu sagen: die} Seminararbeitsphrase {schlechthin} zu benützen] den Rahmen sprengen würde), wird niemand in Abrede stellen (womit nicht gesagt sein soll, der Strunker wäre nicht auch dann der Beste, wenn der übrige deutschsprachige Humor besser wäre, ich möchte ihn also sozusagen als einen Riesen unter Zwergen bezeichnen, der auch unter Riesen noch größer als die anderen wäre). Dass neben vielen Highlights (wie etwa der fast schon Peter-Licht'schen „Teilebahn“ oder der kristallklaren Schönheit der „Erschießungsphantasien in Polen“) aber gerade seine (wie oben bereits erwähnt in der Schule Schneiders stehenden) Hörspiele (ein Genre, das mir im Übrigen wie wohl allen Angehörigen meiner so genannten Generation [beinahe müßig es zu erwähnen: hier mit genervter Stimme zu lesen {wie gesungen von Jan Müller: „Ge-ne-ra-ti-ohon“}] vor allem durch die brillianten Umsetzungen der ???-Serie an Herz wuchs) zum Wertvollsten des Dose-Kosmos gehören, das zu Betonen ist mir dann doch ein einsames Anliegen (wenngleich Diederichsen in seinem neuen Buch „Eigenblutdoping“ dem Anschein nach in den späteren Kapitel die Begeisterung als solche noch einen Quell vielen Übels zeihen wird. Sei's drum, Grether begeistert sich ja auch). Noch lieber als zum Beispiel das herrlich klimatische „Zusammenbruch“ von der selben Scheibe oder der Klassiker „Der Wanderhode“, erschienen u.a. auf „Trittschall im Kriechkeller“ (über die tendenziell doch etwas in Richtung Wiederaufkochen gehende Halfpapen'sche Veröffentlichungspolitik sei an dieser Stelle geschwiegen) ist mir persönlich ja „The Rock“, das zwei den gleichnamigen Spielfilm betrachtende junge Männer porträtiert (die beiden geraten in Streit darüber, dass der eine den anderen um Erläuterung des Handlungsverlaufs bittet, da ihm nicht einsichtig ist, warum der General die Raketen ins Meer gelenkt hat. Sein Gegenüber empört sich über diese schwache Rezeptionsleistung [tatsächlich lässt die Erzählweise des Films die ZuseherIn über die Motivation der Handlungen seiner Figuren nie im Unklaren]. Der so Gedeemütigte versucht das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken und erkundigt sich nach dem Fernsehprogramm des offenbar bevorstehenden Osterwochenendes. Sein Mitzuseher gibt zur Auskunft, dass die Spielfilme „Independence Day“ und „Twister“ ausgestrahlt werden würden. Diese Aussicht reizt sein Glotzkumpanen [für dieses Synonym habe ich lange überlegt und ich möchte keine Kritik daran hören] zur Replik: „Twister ist ja so voll langweilig. Scheiß Osterprogramm, da kannst du eh nur mehr saufen“ [und für mich fasst dieser Satz in seiner

für Strunk typisch mit immer leicht verhatscht neben der Spur elegant schlampigen Kauzigkeit {was jetzt nicht ein Schimpfwort sein soll und nicht zu verwechseln ist mit der handelsüblichen Haha-Ironie a la Pudel-Humor „und Konsorten“, wie es meine Volksschullehrerin im Übrigen immer ausdrückte, die für gewisse Kontexte natürlich auch ihre Berechtigung hat und durchaus Teile meiner Wertschätzung genießt, wobei sich der Relativsatz auf die Ironie und nicht die Pädagogin bezieht} vorgetragenen Raunzigkeit, die die unherzliche Atmosphäre der Leidensgenossen {die in ihrer nerdigen Wimpigkeit im Übrigen ähnlich der Figuren von Linus Volkmann für mich der gerade noch akzeptabelste Männlichkeitsentwurf der deutschsprachigen Popkultur sind, gegen den wohl nicht mal Lipstickfeministin Grether was haben könnte} sowie das Elend der Welt, in der wir leben müssen, in optimaler Weise zusammen, und das zu bewundern würde wohl nicht mal Diederichsen was dagegen haben. Strunks unwürdige Figuren in ihrer erschreckend banalen und erschreckend eben schon, weil eben ganz hauchdünn nicht realistischen Drastik {im Sinn von Dietmar Dath} sind voller Würde, der vorerst mal egal ist, ob sich einer den {im Film so in etwa halb verhunzten, vom Buch ja bekannten} Orkus aus Muckerband, Saxofongedaddel, Wixen, Krankenhaus, Familie und Saufen irgendwie schönabstrahiert]).

Und zu etwas komplett anderen. Denn darüber, dass (der) Dose also ein hervorragendes Populärkunstwerk (denn als ein solches darf sein industriell vertriebener Hörspiel-Tonträger wohl fraglos gelten) vorgelegt hat, wird ein Konsens leicht zu finden sein (die durch den Kontext dieses Textes aufgeworfene Frage danach bleibt damit jedoch noch offen, ob dieses als gelungen bewertete Beispiel populärer Kultur [oder weiter gefasst: populäre Kultur an sich] geeignet ist, seine RezipientInnen in einer Weise zu beeinflussen, dass sie dem Kunstwerk selbst die Eigenschaft der Artikulation von Protest zuschreiben bzw. es geeignet ist, die RezipientInnen den Protest des Kunstwerks affirmativ rezipieren zu lassen, mit anderen Worten, dass sich der Eindruck einstellt, der Track sei ja voll dagegen, ey [bzw. {je nach Bildungsniveau bzw. Kinderstube, was eigentlich eh meist das selbe ist} subversiv, Alter], eine Frage, mit der sich der Text in ein sich aber so was von gewaschen habendes Wespennest setzt [denn wenn eine schiefe Metapher mal passt, kann sie auch verwendet werden {vgl. i admit / the metaphor / is more loose / than tight}], in dem übrigens zum Beispiel auch der Popintellektuelle Olaf Karnik sitzt. Karnik geht in einem [Adjektiv nach eigenem Geschmack einfügen] Text¹ aus vom Befund, dass Pop mittlerweile längst zur „Leitkultur“ geworden sei [wer würde das bestreiten] und sich also nicht länger als a priori gegenkulturell oder subversiv [„kritisch“, Protest „beinhaltend“, wie auch immer] verstehen könne. Vielmehr würde laut Karnik „mit Hilfe von Pop Konformismus erzeugt [...], der sich zugleich als das Gegenteil zu verkaufen weiß.“ [Man denke da z.B. an weiße Jungs in den mittleren Nullzigern, die zitathaften gut verkäuflichen Gitarrenpop spielen, während die dünne Frau dazu kritische Texte singt. Und sogar der ernster gemeinten Versuche mittels Eindreschen auf Stromgitarren

¹ Karnik, Olaf: Polit-Pop und Sound-Politik in der Popgesellschaft. In: Klaus Neumann-Braun, Axel Schmidt und Manfred Mai: Popvisionen. Links in die Zukunft. Frankfurt am Main, edition suhrkamp, 2003, S.103-120. Alle folgenden Zitate ebd. Und: Ha, doch noch eine Fußnote.

und/oder Heimcomputern die Weltrevolution herbeizuführen, gibt es ja nun wirklich nicht eben wenige. Nach einem großem Erfolg in diesen Bestrebungen sieht es in der aktuellen Tagespolitik augenblicklich hingegen leider eher nicht unbedingt aus und so wurde an anderen Orten auch schon mal die Unmöglichkeit beklagt, „Nein“ zu dem ganzen Scheiß {wahlweise Kapitalismus, Herzscheiße oder Popkultur} zu sagen, ohne sich umzubringen. Wenn man so denkt, gibt man Karnik wohl gerne recht.] Vor diesem Hintergrund müsse, so Karnik, eine politisch intendierte Popkunst beständig aufpassen, nicht zur Bestätigung der eigentlich angeklagten Verhältnisse zu verkommen, die „lediglich als frischer ‚Content‘, oder neuer Semantisierungsschub für einen schlaffen und selbstbezüglichen Ästhetizismus innerhalb der Popkultur“ rezipiert werden würde. Die Umdeutung des Kleidungsstils der RAF zur hippen Mode Anfang des schon nicht mehr so neuen Jahrtausends stelle hier Karnik zufolge nur ein willkürliches Beispiel aus einer langen Reihe von Vereinnahmungen von fundamentaler Kritik durch eben die Verhältnisse, die kritisiert werden sollten, dar [Prädikatsklammer, yeah]. Wie über jede Meinung ließe auch darüber trefflich streiten [good old Luhmann wäre die Sache wohl in etwa so angegangen: Ob Pop {um guter, oder überhaupt: Pop zu sein} wie oft von Popintellektuellen behauptet „subversiv“ sein müsse oder nicht, ließe sich aus der Sichtweise der Systemtheorie als eine fremdsystemreferentielle Frage erklären. Im System der Kunst [dessen Teil Pop mutmaßlich ist], kann Pop nur nach der Disjunktion „schön/häßlich“ bewertet werden, die Frage nach Subversivität zielt also auf eine andere Systemreferenz ab, nämlich auf die Leistung von Pop für andere Systeme, in diesem Fall wohl Wirtschaft und/oder Politik. Dieses Verschieben der Systemreferenz auf ein anderes System [in der Eigenwahrnehmung von Pop durch seine Intellektuellen] könnte jedoch als Hinweis darauf interpretierbar sein, dass das Programm „Pop“ zu diesem Zeitpunkt noch zu instabil [weil neu] war, als dass es von Kommunikanden im Pop-Programm der Kunst gleich erkannt und benützt werden hätte können, sodass sie auf eine andere Systemreferenz ausweichen mussten, die ihnen eher evident war, so dass sie, „wenn man so sagen darf, falsch codierte“² [und überdies damit natürlich falsch programmierte] Beschreibungen ihres Gegenstand lieferten. Aber das führt dann doch zu weit und muss auch niemand verstehen, um „The Rock“ zu mögen. {Und fragte man mich selbst, was ich von alledem hielte, würde ich wohl ein gewisses Unbehagen artikulieren – möglicherweise in sehr verschlungener Weise – über monokausale Erklärungsmuster beider Richtungen – also 1.) Computerspielgewalt/ Brutalorapdeathmetal ergo Columbine wie 2.) Punkrock, der aufruft zur Weltrevolution ergo Pflastersteine auf die nächste McDonalds-Filiale (und hier ließe sich trefflich darüber streiten, was das bringen sollte, vgl. den Musikvideoclip „Out of Control“ der Chemical Brothers bzw. RAF) – bzw. allgemeiner die Wirkungsweise von Kulturgüter auf andere Bereiche der Gesellschaft stark problematisieren, präziser gesagt also Popkultur gerne nicht als Abbild oder Ursache, wohl aber als Symptom einer falschen Gesellschaft verhandeln. (Eventuell würde ich in Klammern noch die Hoffnung hinzufügen, dass Pop, wie alle Kunst, bestenfalls bewirken könne, dass jemand a.) ob ihrer Gemachtheit erkennt, dass die Welt auch gemacht und also anders möglich ist

² Niklas Luhmann: Ist Kunst codierbar? In: Ders.: Schriften zu Kunst und Literatur, hg. von Niels Werber, Frankfurt am Main, Suhrkamp, 2008 (S. 14 – 44), S.38.

bzw. einfach nur eine Gegenwelt als eskapistischen Ersatzraum kennenlernt, der immerhin besser ist, als der Schrott, in dem sie uns zu leben zwingen bzw. b.) überhaupt erst einmal ganz banal durch exzessive Leidenschaft viel mehr kennen lernt [wobei es nach meinem Dafürhalten in einem ersten Schritt egal ist, ob sich jemand inspiriert von Goregrindmetal dazu entschließt, den ganzen lieben langen Tag im Probekeller herumzudaddeln statt ein produktives Mitglied ihrer Gesellschaft zu werden oder ob die Belange nordamerikanischer lesbischer Frauen qua Riot Grrl in das Bewusstsein mitteleuropäischer Indiekids geraten oder welches andere affektive Erleben von Differenz zu produktiven Missverständnissen führt, die Subjekte entstehen lassen, die sich fortan als den hegemonialen Strukturen feindlich begreifen {oder zumindest dem Irrtum aufsitzen, das tun zu können bzw. dem, das würde einen Unterschied machen, wobei das gerade die Frage ist, ob es das macht – wir können es nur hoffen bzw. durch unseren Glauben daran entscheiden}}, als sonst in den Provinzen der globalisierten Welt vorhanden ist [denn würde z.B. ganz banal verteuflern wollen, was die kulturindustriellen Produkte der Kollegen des Strunkers wie etwa Rocko Schamoni & Little Machines selbstbetiteltes Meisterwerk inklusive dem Protestsong „Zu dumm um frei zu sein“ oder Jacques Palmingers deutschsprachige Freakdubrockperle „Mondo Cherry“ als kleine Feiern des dysfunktionalen Andersseins zu erzählen haben]; was insgesamt auch schon was ist, wenngleich die Revolution davon allein leider auch nicht kommt, was aber ein – wie gesagt – unfaires Bewertungskriterium für Kunst ist, was Kerstin Grether selbstverständlich schon längst weiß.))].).

Für Erbsenzähler hier noch bei Bedarf einzufüllende Interpunktionszeichen (die anakoluthen Sinnzusammenhänge dürfen selbst sinnhaft verknüpft und ergänzt werden – ihr seid geboren um frei zu sein):

([{}])([{}])([{}]);;,,,,...